

DIE RAUPE

Slowenische Kurzprosa der Zwischenkriegszeit
Herausgegeben und übersetzt von Erwin Kötler



Übersetzung: Erwin Köstler, Wien
Ludwig Hartinger (Ludvik Mrzel: *Vier Skizzen*)
Jozef Strutz (Prežihov Voranc: *Kurjak, der Hühnemann*)

Korrektur: Evelyn Bubich, Wien
Layout & Satz: Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec
Druck & Herstellung: Florjančič tisk, Maribor

Die Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn,
www.verlagheyn.at.

© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec 2023
ISBN 978-3-7084-0685-5
Printed in Slovenia

Der Übersetzer bedankt sich für die Zuerkennung eines Arbeitsstipendiums durch das Bundesministerium für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport (BMKÖS) der Republik Österreich.

Der Verlag bedankt sich bei allen Förderern für ihre Unterstützung, insbesondere bei der Öffentlichen Buchagentur der Republik Slowenien, Javna agencija za knjigo RS, die diese Ausgabe ermöglicht hat.

»So feiere ich jedes Jahr mein Raupenjubiläum.«
Ciril Kosmač

INHALT

- Ivan Cankar:
9 *Läuterung und Verjüngung*
- Ivan Dornik:
21 *Ohne Augen*
- Ivan Pregelj:
27 *Sieben Prosaballaden*
- France Bevk:
41 *Im Unterstand*
- Milan Pugalj:
47 *Das Spiel*
- Marija Kmet:
67 *Ema*
- Vladimir Levstik:
81 *Im Guten*
- Slavko Grum:
93 *Das weiße Asyl*
99 *Ratten*
- Ivo Grahor:
105 *Die Mutter*
- Mirko Javornik:
115 *Die Ballade von der Zigarette*
- Fran Milčinski:
125 *Der Lebenslauf meiner Feder*
- Bogomir Magajna:
139 *Regina coeli*

- Ludvik Mrzel:
151 *Vier Skizzen*
- Filip Kumbatovič Kalan:
163 *Schüsse hinterm Haus*
- Vitomil Zupan:
181 *Der schwarze Springer*
185 *Weller*
- Vladimir Bartol:
191 *Das System Iwans des Schrecklichen*
- Miran Jarc:
207 *Ein Mädchen aus einer Beamtenfamilie*
- Milena Mohorič:
221 *Eine dekadente Geschichte*
- Ivan Potrč:
231 *Ein Haufen Kinder*
- Ciril Kosmač:
241 *Die Raupe*
- Juš Kozak:
257 *Die Gasmaskе*
- Miško Kranjec:
273 *Brot ist etwas Bitteres*
- Ljuba Prenner:
289 *Das Kind*
- Prežihov Voranc:
297 *Kurjak, der Hühnernarr*
- 317 Nachwort
321 Biographien
347 Text- und Quellennachweise

Ivan Cankar

Läuterung und Verjüngung

Freunde, Triestiner!

Ehe ich zu euch über große und wichtige Dinge spreche, die in existenzieller Verbindung mit dem Leben unseres slowenischen Volkes und mit dem Leben von uns allen stehen, richte ich euch, Triestiner, Grüße aus Ljubljana aus! Einst sprach der Bürgermeister von Ljubljana, Dr. Ivan Tavčar, ein schönes und wahres Wort: »Ljubljana ist das Herz Sloweniens, Triest aber ist seine Lunge!« Ohne Lunge schlägt kein Herz, ohne Herz atmet keine Lunge! Ohne Triest, ohne das Meer wäre ein freies, selbständiges, demokratisches Jugoslawien unmöglich, es wäre schon tot im Moment der Geburt; auf ewig begraben. Wer aus Ljubljana zu euch kommt, fühlt, dass er heimkommt, dass er auf heimischem Boden steht, dass er mit Leuten seinesgleichen spricht, die ihn verstehen, die mit ihm fühlen und mit ihm eines Sinnes sind. Seid begrüßt!

I

Freunde! Wenn einer eine schwere Krankheit durchgemacht hat, wenn er aus einer schrecklichen Prüfung, aus dem finsternen Irrwahn erwacht – dann ist er nicht mehr der, der er vorher war. Jener frühere, der vor der Krankheit lebte, ist für ihn ein ganz anderer, ein fast fremder Mensch. Dem Wiedergeborenen, dem aus Leiden, aus Fieber und Wahnsinn Erwachten scheint es, als sei all sein früheres Sein und Tun irgendwo weit hinter ihm, als läge ein ganzes langes, großes und schreckliches Leben dazwischen. Er fühlt zugleich aber auch, dass sie nicht unnütz

war, diese Prüfung mit all ihren grenzenlosen Schrecken, dass die Prüfung nötig war, damit seine schmerzenden Augen die frohe Morgen- und Frühlingsröte, damit die Augen seiner Seele den Aufgang einer neuen, vertieften Erkenntnis erblickten. Zunächst Erkenntnis der Irrtümer und Sünden der Vergangenheit, danach Erkenntnis des Weges, der vom Morgen in den Tag führt, von der Gegenwart in die Zukunft. –

Gewaltig ist der Sturm, der über die leidende Erde tost, über die Menschheit, diese arme, in Krämpfen und Fieber dem Wahnsinn verfallene. Der Sturm zerstört Städte und Dörfer, verwüstet die Länder, dass sie kahl und öd sind wie die Hand eines Bettlers, er hat die Wellen des Meeres gehoben, dass sie über die höchsten Ufer brechen, Landstriche überfluten, wo einst reiches Leben atmete. Doch dieser Sturm reißt nicht nur mächtige Eichen nieder, er verschont weder die demütigen Halme auf der Mahdwiese noch die winzigen, kaum aus der Knospe gebrochenen Blüten an den jungen Trieben. Tausende und Tausende junger, nach Leben verlangender und lebenswerter Existenzen fallen vor unseren Augen ins vorzeitige Grab. Mit gewaltigen Schritten marschiert der Tod über die blutige Erde und mäht und erntet ohne Gedanken und ohne Erbarmen. Jetzt ist Wirklichkeit, was der Dichter-Prophet vor vielen Jahren sprach:

»Die Gräber heulen ...
sie brausen und heulen klaffend
wie unersättliche Schlünde, gähnend
ins Dunkel der Mitternacht ... Was wollt ihr von uns?
Wir hatten Menschen – die Blume im Feld,
wir hatten sie – eine Eiche am Gipfel,
wir hatten sie – wir gaben sie euch –
was, Gräber, wollt ihr noch von uns?«

Aber nicht nur in den Schützengräben – nicht nur dort erntet der Tod! Eine reiche und überreiche Ernte hat er auch in den stillen Häusern, in den vier Wänden gefunden. Dort sterben Tausende an der unerbittlichen Krankheit, die sich Gram und Sorge und – Hunger nennt. – – –

Trotz allem, trotz diesem bodenlosen Meer von Blut und Meer von Tränen – trotz allem ist es keine Vermessenheit, wenn ich sage, dass wahr ist und bleibt, was ich einmal geschrieben habe:

»Keine Träne ist umsonst vergossen, kein Tropfen Blut ist umsonst geflossen!«

Und weiter:

»Hell strahlt der Tag, der aus der Nacht erstand,
dem Moder junges Leben sich entwand,
um neu aus alten Wunden sich zu heben.«

Denn wenn auch Tausende auf den Schlachtfeldern gefallen, Tausende daheim am Elend gestorben sind – es werden noch genug da sein, damit geschieht, wovon ich fest und innig überzeugt bin: Auf diesem riesigen Friedhof, auf diesem mit Tränen und Blut reich gedüngten Boden werden sich unsere Söhne und Enkel ein helleres, schöneres Heim bauen, das sie nach ihrem, dem Leid entbrandeten Willen, nach ihrem, in neuen Einsichten gereiften Verstand einrichten werden!

Diese meine Überzeugung, dieses innige Vertrauen in unsere frohere Zukunft ist kein leeres Wort, kein bloßer Wunsch! Es ist in all dem begründet, was ich sehe und höre, sowie ich die Straße betrete. Töricht sind die Gerüchte von Zügellosigkeit, Verwilderung und Verrohung; töricht sind sie und ungerrecht. Denn all das Traurige, das geschieht, ist nur die stickige Nacht vor der Morgenröte, die nah ist! Ich sehe Augen, die den Schrecken der Schrecken geschaut haben und jetzt nachdenklich, finster und hohl sind; ich sehe Gesichter, ausgezehrt und

zernagt von Schmerzen. Doch aus den Tiefen dieser glutheißen Augen, die dem Tod ins Gesicht geschaut haben, scheint wie ein Licht aus dem Dunkel eine neue Erkenntnis von Leben und Tod; von diesen verbrannten, ausgezehrten Gesichtern strahlt männliche Reife wider, Mut und Kraft. Unerwachsene, singende Kinder gingen, um sich mit dem Tod zu verbrüdern; sie kamen als erwachsene, in Feuer und Hölle geprüfte Männer zurück; sie kamen nicht singend zurück, sondern versonnen in sich und in die Welt und in die Zukunft; sie kamen geläutert aus dem stählernen Bad. Und genauso geschah es mit jedem Einzelnen der anderen, die in den verlassenen und verwaisten Häusern geblieben waren und die Unrecht um Unrecht sahen und verspürten, die Gewalt litten an Körper und Seele. Jeder für sich – ich nehme nur die aus, die weder ein Herz noch eine Seele, sondern nur einen Mund und eine Geldtasche haben – jeder für sich hat begonnen, sich der Wirrungen und Irrtümer der Vergangenheit bewusst zu werden, hat seinen Blick mit Sorge und Angst, doch gleichzeitig mit Glauben und Vertrauen in die Zukunft gerichtet, hat begonnen, sich einen neuen Weg abzustecken – sich selbst, den Kindern und Enkeln.

II

Was für den Einzelnen unter uns gilt, gilt für Völker, gilt für die Strömungen und Parteien in den Völkern, gilt für die ganze gesamte Menschheit. –

Wie der einzelne Mensch ist die Partei ein lebendiges Wesen, nicht ein toter Stein. Sie wächst und entwickelt sich mit dem Volk, aus dem sie hervorgegangen ist; das Leben des Volkes ist ihr Leben, das Leiden des Volkes ist ihr Leiden, die Kraft des Volkes – ihre Kraft. Wenn sie sich dessen nicht bewusst ist oder nicht bewusst sein will, kapselt sie sich selbst vom Volk ab, ist eine Fremde im eigenen Haus; und ihr Urteil ist besiegelt!

Bei uns in Slowenien vollzog sich in diesen schweren Zeiten im Leben der Parteien ein großer und bedeutender Wandel. Wie der Krieg an keinem Menschen spurlos vorüberging, so ging er nicht spurlos an den lebendigen Parteien vorüber, die mit dem Volk verwachsen sind, dass sie Blut von seinem Blut sind, dass sie Leben von seinem Leben atmen. Der Einzelne besieht – wie ein Kranker, der nach langer Krankheit zu Kräften gekommen ist – besieht seine Vergangenheit, denkt sich in die Zukunft hinein und entwirft ihre Ziele. Nicht anders ist es mit den Parteien: Sie erwachen aus der Flaute der vergangenen Tage, suchen sich neue Wege in die Zukunft.

Unsere stärkste Partei, die »Slowenische Volkspartei«, war zwei Jahrzehnte lang für die gesamte Außenwelt das Sprachrohr des slowenischen Volkes; was diese Partei dachte, wollte und forderte, das dachte, wollte und forderte das slowenische Volk – so glaubte man nämlich an den sogenannten maßgeblichen Stellen. In ihrem Kern und ihrer Bedeutung war das eine Partei der Bauern, der kleinen Gewerbetreibenden und jener Arbeiter, die der Sozialdemokratie, ihren Grundsätzen und ihrer Taktik nicht trauen wollten oder nicht durften. In dieser mächtigen Partei kündigte sich schon vor dem Krieg ein Zerwürfnis an, das im Lauf des Krieges offen ausbrach. Die Mehrheit stellte sich auf einen entschieden demokratischen und nationalen Standpunkt und setzt diese ihre Politik mit nachahmenswerter Energie und Konsequenz um. Die Minderheit besteht aus Konservativen, die, wie all ihr Tun zeigt, aus dem Krieg nichts gelernt haben; in nationaler Hinsicht sind sie indifferent, in sozialer aber die Erben der alten Liberalen. – Ein frischer Hauch von Verjüngung kam in dieser Partei auf, und gerade das Bewusstsein der Jugend gibt ihr Kraft in der Arbeit und das Vertrauen in die Erreichung der großen Ziele, die sie sich gesetzt hat. –

Dasselbe Bedürfnis nach Verjüngung spürte die »Nationalfortschrittliche Partei« – diese Partei unseres Kleinbürgertums, der Beamtenschaft, der Mehrheit der Lehrer und eines großen Teils der slowenischen Intelligenz. Sie taufte sich von »nationalfortschrittlicher Partei« um in »slowenische demokratische Partei«. Die Zukunft, vielleicht schon die allernächste, wird zeigen, was und wie viel an diesem Demokratismus dran ist, wenn er nicht nur im Namen und auf dem Papier bleibt und wenn die Partei wirklich ihre altliberalen Ansichten – die vor dem Krieg zumindest in sozialer Hinsicht geradezu vorsintflutlich waren – abschütteln will und kann.

Auch in der »Südslawischen sozialdemokratischen Partei« trat während des Krieges eine Bewegung auf – die aber auch schon lange vor dem Krieg ausgetrieben hatte – und die die Läuterung und Verjüngung der Partei anstrebt. Viele Anhänger der Partei stellen sich blind und taub, erkennen diese Bewegung nicht an und leugnen sie, doch die Tatsache, die klar vor unseren Augen steht, lässt sich nicht ableugnen – die Tatsache nämlich, dass sich die Partei in zwei Strömungen gespalten hat, die wir nach bewährtem Muster die »Alten« und die »Jungen« nennen.

Das sozialistische Denken wurde der slowenischen Arbeiterschaft durch fachlich und ein wenig auch politisch ausgebildete Arbeiter gebracht, die in langen Jahren des Aufenthalts und der Arbeit im deutschen Ausland die Grundthesen des Marxismus gelernt, den riesigen Nutzen der Organisation erkannt und sich mit einer ganz materialistischen Denkweise durchtränkt hatten. Das unvergessliche Verdienst dieser ersten Kämpfer für die Befreiung der slowenischen Arbeiterschaft aus dem kapitalistischen Joch ist, dass die Arbeiterschaft angefangen hat, aufzuwachen, begonnen hat, sich zu organisieren, und sich mit der Kraft ihrer Organisation aus der Sklaverei zu einem menschlichen, tatsächlich bescheidenen, aber menschlichen

Leben erhoben hat. Das war viel, es war aber zugleich alles. Die politische Erweckung der Arbeiterschaft in der sozialistischen Richtung begrenzte sich auf ein paar »Schlager«, ein paar Phrasen, so nebenbei aufgelesen aus Marx und Engels. Und noch diese »Schlager« und Phrasen verstanden die Arbeiter meistens nicht richtig. Es blieb für lange Jahre bei Fach- und Wirtschaftsorganisationen, von einer politischen sozialdemokratischen Partei konnte überhaupt keine Rede sein. Und auch später änderte sich in dieser Hinsicht nicht sonderlich viel, trotz der ausdauernden und aufopfernden Arbeit Etbins Kristans und einiger – weniger – seiner Zeitgenossen. Die Sozialdemokratie in Slowenien ist auch nach den schwächlichen Anfängen ihrer politischen Organisation geblieben, was sie war: ein Verband von Fachorganisationen und in den ideellen Grundsätzen eine Art religiöse Sekte. Die Partei sah nicht das Volk, das Volk sah nicht die Partei. In völlig isolierten, weit voneinander geschiedenen Regionen der slowenischen Heimat traten die Industriearbeiter zu ihren Organisationen zusammen, die sich um ihre gerechte Brotssache kümmerten und sich praktisch für nichts anderes interessierten. – Das ist auf keinen Fall eine Verurteilung dieser Sozialisten aus einer halbvergangenen Zeit, im Gegenteil: Aus ihrem ganzen Herzen, aus ihrer warmen Überzeugung gaben sie all ihre Kraft, all ihren Intellekt dem unterjochten, versklavten Arbeiter; und es ist überhaupt kein Wunder, wenn in jener Zeit ihre hauptsächliche und eigentlich einzige Sorge war, auf dem Weg der Organisation dem Arbeiter ein besseres Stück Brot zu erkämpfen. Und der Arbeiter wird diesen seinen ersten Evangelisten, die für ihn bedenkenlos Verfolgung riskierten und ihre Freiheit aufs Spiel setzten, für immer dankbar sein.

Vor etwa fünfzehn Jahren begannen die jungen slowenischen Intellektuellen ins sozialistische Lager zu kommen, besonders jene, die aus Prag kamen, aus Masaryks Schule. Weil

es anständig und nötig ist, geradeheraus und ohne Vorbehalt zu sprechen, muss ich sagen, dass die Arbeiterschaft die Intellektuellen anfangs nicht allzu freundlich begrüßte, sie nicht mit offenen Armen aufnahm. Im Arbeiter war ein gewisses Misstrauen gegenüber Leuten, die sozusagen – wirklich sozusagen! – vornehm angezogen waren und die Schriftslovenisch sprachen. Ich selbst war Zeuge, als ein Arbeiter, ein Bergmann, die Hand eines intellektuellen Redners betrachtete und mit nicht wenig Verbitterung konstatierte, dass die Hand weiß und ohne Schwielen war. –

Die Intellektuellen wussten, dass die Arbeiterschaft nicht allein Brot zum Beißen brauchte. Sie wussten weiter, dass die jugoslawische sozialdemokratische Partei ein toter Ast am Baum des Volkes sein wird, wenn sie sich ein für alle Mal nur in ihre regionalen Fachorganisationen verbohrt. Und sie wussten, dass der Weg von Wien nach Ljubljana etwas anderes ist als der Weg von Ottakring nach Oberhollabrunn. Das heißt: Die Grundprinzipien des Sozialismus und seine letzten Ziele sind das Eigentum aller Völker; doch die Wege, die zu diesen Zielen führen, muss sich jedes Volk selbst vorzeichnen, nach seiner Eigenart, nach seinen heimischen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Verhältnissen. Was für Charlottenburg und für Wien gilt, muss noch lange nicht für Trbovlje und für Idrija gelten. – Unsere ersten Kämpfer für die sozialistische Idee waren wie Propheten aus einem fremden Land; sie glichen einem Menschen, der kurzerhand eine Palme in den Karst pflanzen und sich Gegend und Boden nicht ansehen möchte. Die fachliche, organisatorische und ideelle Ausbildung, die sie sich im Ausland erworben hatten, machten sie zu Hause bedenkenlos geltend. Sie arbeiteten auf heimischem Boden, in ihren Gedanken aber lebten sie in reich entwickelten deutschen Industrieregionen. Von der Abstammung und halbwegs auch von der Sprache her waren sie Slowenen, von ihrer Erziehung

und ihrer Denkweise her aber echte Deutsche. Noch heute kommt es leider Gottes nur allzu oft vor – besonders in der Steiermark und in Kärnten – dass ein sozialistisch organisierter Arbeiter denkt, weil er Sozialist ist, muss er zugleich auch ein Deutschtümler sein. – Aus solchen Verhältnissen ging als natürliche Folge hervor: Die Fach- und Wirtschaftsorganisationen waren stark, die sozialdemokratische Partei aber war politisch fast völlig bedeutungslos. Der riesigen Mehrheit des Volkes, einem Volk von Bauern und Kleinbürgern, einem proletarischen Volk, war sie fremd.

Die jungen Intellektuellen in der Partei suchten Wege aus dieser Flaute, aus dieser unerträglichen Isolierung. Sie sahen klar, dass die Partei im Volk und für das Volk leben muss, wenn sie überhaupt leben will. Sie sahen ein, dass dogmatische Verknöcherung, Fixierung auf eine ferne Vergangenheit den Tod bedeutet – den Tod für den Menschen, für die Partei, fürs Volk. Am heftigsten und schmerzhaftesten empfanden sie dies jetzt, in der Kriegezeit, wo über die ganze Welt der Ruf nach Selbstbestimmung der Völker, nach Demokratisierung der Nationalstaaten und nach Verwirklichung der sozialistischen Ideen erschollen ist. – Was hat die Partei in dieser schicksalsschweren Zeit, wo Staaten zerfallen und Nationen entstehen, getan? Gar nichts hat sie getan! Sie drückt sich in den Winkel ihrer Fachorganisationen und schaut murrend, was die anderen machen. Wenn sie sich auf die verschlafene Laibacher, die sogenannten Tivoli-Resolution von 1909 beruft, muss ich frei heraus sagen, dass so gut wie niemand je von dieser Resolution Notiz genommen hat, am allerwenigsten die organisierte Arbeiterschaft. Ich wette, ich finde nirgends, auch nicht in Triest, einen Arbeiter, der den Text dieser Resolution kennt, mir ihren Sinn erklären und mir sagen könnte, was sie eigentlich will. Überhaupt aber fällt die Antwort auf ein solches Sich-Berufen sehr leicht: Sprich, Mensch, sprich, Partei, sprich, Volk, wenn die Zeit ge-

kommen ist! Und jetzt ist sie gekommen! – Die jungen Sozialisten haben bitter zu spüren bekommen, dass jetzt, wo das ganze Volk in Flammen steht, wo die Stunde naht – entweder seines Untergangs oder seiner Auferstehung –, dass jetzt ihre Partei faul und ruhig abseits steht. Sie dachten, dass gerade eine Partei neuer Ziele und junger Ideen, gerade die sozialdemokratische Partei als erste an die Front ginge, dass sie die berufene Führerin und Sprecherin im Kampf um die Errettung und Auferstehung des Volkes wäre. Sie dachten: Wenn uns die anderen Parteien mit solcher Leichtigkeit und teilweise durch unsere eigene Schuld den Bauern und Kleinbürger weggeschnappt haben – soll die straff organisierte slowenische Arbeiterschaft auf den Plan treten, die Prüfungen und Leiden gewöhnt ist, die Kämpfe gewöhnt und in ihren Kämpfen ausdauernd ist. So dachten die jungen Sozialisten und sie irrten sich! Die Partei murmelte in ihrem Organ und murmelt noch immer, dass zuallererst die Demokratisierung und Sozialisierung in der österreichischen Monarchie und Europa und Umgebung notwendig ist, dann erst wird sich sprechen lassen über einen jugoslawischen Staat. Das ist, meiner Ansicht nach, eine sehr seltsame Logik; als würde jemand sagen: »Zuerst muss ich ein schön eingerichtetes und geputztes Zimmer haben, dann erst baue ich mir das Haus!« Die jungen Sozialisten aber denken, und sie denken zurecht, dass wir zuerst das Haus haben müssen, danach werden wir es auf unsere Art einrichten. Eine straff organisierte sozialdemokratische Partei wird sich in diesem Haus ihre Geltung zu erkämpfen wissen, wird ihre Ziele zu erringen wissen! Ich glaube, die jungen Sozialisten haben vollkommen recht und aus ihrem Bestreben und ihrer Arbeit wird die Partei geläutert und verjüngt hervorgehen, was von unüberschätzbarem Wert für das slowenische Volk sein wird.

III

Weil das Volk in diesen schweren Zeiten all seine Kräfte braucht, ruft es alle und jeden! Wenn jemals – in diesen Zeiten ist es nötig, dass wir uns treu ins Angesicht blicken, dass wir uns die Hand reichen, zu einer Reihe zusammenrücken. – Ein Feigling ist, wer jetzt zittert, dass ihm bei einer solchen Annäherung vielleicht die eine oder andere Zacke von seinen Parteiprinzipien und seiner Weltanschauung abbräche. Freunde, jetzt geht es um Leben und Tod! Ich hoffe auf das Leben! Und dann, wenn wir uns dieses wahre Leben verwirklicht haben, dann werden wir uns wieder in die Augen schauen und uns fragen: »Wer bist du? Wie denkst du? Bist du mir ein Bruder oder mein Unbruder?« – Jetzt aber steht eine Reihe, weht ein einziges Banner!

Jener, der dieses unser Banner hoch erhoben hat – Janez Evangelist Krek – hat sich zu früh ins Grab gelegt. Doch wie sein Leben fruchtbar war, so war fruchtbar sogar sein Tod. Alte Geschichten erzählen: »Der Feldherr fiel, die Armee aber siegte in seinem Namen und unter seinem Banner!« – Noch nie hat sich unser slowenisches Volk so hoch, so strahlend aufgeschwungen wie in diesen letzten zwei Kriegsjahren. Es bewies der ganzen Welt, dass es reif für die Freiheit ist, reif für sein eigenes Haus. Ich gebe offen zu, dass ich in den ersten Kriegsmonaten um dieses Volk zitterte, das ich liebe, so viel ein Mensch lieben kann. Ich sagte mir in meinem ängstlichen Herzen: »Diese Handvoll guter Leute an der Adria wird im Weltentumult verschwinden, wird zertreten, ihr Leichnam ins Meer geworfen werden!« – Ich schäme mich nicht für diese Ängstlichkeit, denn ich weiß, dass es viele gab, die wie ich dachten. Bald schon aber sah ich Anzeichen, sah sie zu meiner Herzensfreude und zu meiner Schande, dass ich dieses Volk, das ich liebe – nicht kannte. Nicht seine Widerstandskraft, nicht seine politische Reife, nicht sein Selbstbewusstsein. Die

Fremden und Entfremdeten hatten uns so klein und schwach gemacht, dass wir zum Schluss schon selbst an diese unsere Unmerklichkeit und Ohnmacht glaubten! Es stellte sich aber heraus, dass uns dieser gewaltige Weltsturm nicht zu Boden gedrückt hat, sondern dass er unsere Seelen und Herzen gewaschen, uns verjüngt, uns emporgehoben hat! Ich erinnere mich an den Entwurf eines Denkmals für Jan Hus, den tschechischen Nationalheiligen. Im Sockel waren die Worte eingemeißelt: »Aus dem Sumpf hat er sich erhoben!« Und aus dem Sumpf erhebt sich die strahlende, hohe Gestalt des heiligen Märtyrers. – Auf unser neugebautes Haus werden wir Slowenen schreiben: »Aus dem Sumpf hat es sich erhoben!« – Aus der Erniedrigung, aus der Knechtschaft, aus Schande und Elend wird sich unser Volk zu einem neuen, hellen Leben erheben, geläutert und verjüngt, ein würdiges Mitglied in der Gemeinschaft der geläuterten und verjüngten Völker.

IV

Ich glaube an diese Gemeinschaft der freien Völker! Ich glaube, dass aus dieser unvergleichlichen Prüfung eine wiedergeborene Menschheit hervorgehen wird! Ich wäre ein Heuchler und Lügner, wenn ich mich als Sozialisten bezeichnete und in der Tiefe meiner Seele nicht an meine Ideale glaubte! Fürchten wir uns nicht, ängstigen wir uns nicht vor dem täglichen Leiden, verschließen wir nicht die Augen vor den Gräueln der Zeit – schauen wir ihnen mutig ins Gesicht! Nicht nur ein Mensch, nicht nur ein Volk, auch die Menschheit wird sich aus dem Sumpf erheben, geläutert und verjüngt! Daran lasst uns glauben, darauf lasst uns hoffen – und das Leiden wird für uns leichter sein! Christus siegte, als er ans Kreuz geschlagen war; die Menschheit musste grenzenlos leiden, um sich Wiedergeburt und Auferstehung zu verdienen! –

Ivan Pregelj

Sieben Prosaballaden

Für ein Schulzitat

Einst starb ein Gelehrter, ein berühmter Paläograph, der sehr eitel war; er meinte die mittelalterliche Schrift besser zu kennen, als die Mönche, ihre Autoren, sie gekannt hatten. In der Bibliothek traf ihn der Schlag. Sterbend sank er seinem liebsten und fleißigsten Schüler in die Arme und flüsterte: »Sei meiner würdig. Suche im Archiv. Du wirst das Beste finden, was je eine Menschenhand schrieb.« Der Paläograph wurde begraben, sein geistiger Erbe aber sperrte sich ins Archiv ein und machte sich mit der Pietät eines dankbaren Menschen und der Leidenschaft eines jungen Gelehrten auf die Suche. Er war jung, schön und gesund. Doch opferte er dem edlen Zweck den Frühling und die Blüte und Freude seines jungen Blutes. Und je eifriger er nach dem Unbekannten, überaus Kostbaren suchte, umso größer wurde seine Sehnsucht. Er fand einen Haufen neuen, nicht veröffentlichten Materials und trat es den weniger fleißigen Kollegen ab, damit sie sich einen Namen machten und hohe Auszeichnungen und glänzende Posten einheimsten. Er sah, dass sie ihm nicht allzu dankbar waren, sie schüttelten sogar ihre Köpfe. Bei solchen Gelegenheiten wurde ihm ganz beschwingt und begeistert zumute und er dachte: »Ich gönne ihnen ihr Glück, sie sind recht freundliche Herren. Allerdings, die Zeit wird kommen, da all ihre Werke vor der Größe meiner Entdeckung verschwinden werden.« Und er suchte von Tag zu Tag leidenschaftlicher das Dokument der Dokumente, und es tat ihm nicht leid um das Leben, das über der Suche nach der Urkunde, die nicht ein, sondern zehn Leben wert sein würde,

verging. Schon suchte er mit der Inbrunst, dem Fieber der panischen Angst, nicht fündig zu werden. Und dann fand er es. Er fand ein gefaltetes Pergament, und auf dem Pergament stand kalligraphisch in der Kursivschrift des zwölften Jahrhunderts geschrieben ein Distichon des Ovid:

»Donec eris felix, multos numerabis amicos,
tempora si fuerint nubila, solus eris!«

Er aber erkannte in der Schrift die Hand seines alten Lehrers. Er schwankte gegen das Fenster und las wieder und wieder. Und dann hob er die Augen und sah durchs Fenster einen großen und strahlenden Frühlingstag. Und er sah frohe und junge Leute, Knaben und Mädchen und kleine, gesunde Säuglinge in wendigen Wägen und an den Brüsten opulenter, kraftstrotzender Ammen. Und er sah junge Paare spazieren, hörte geheimnisvolle, ins Ohr geflüsterte, ins Herz gesprochene Worte. Er sah das hundertfältige Feuer junger Augen, er sah die stolze Pose eines Mannes und die spießbürgerliche Eleganz einer Dame in großer Garderobe. Und er hörte das Rauschen tausendfacher Freude und den Ruf des Lebens, einen endlosen Gesang ... Und er griff sich an den Kopf und sah, dass er kahl war. Und er rief verzweifelt:

»Ich eitler Tropf! Für ein Schulzitat habe ich mein Leben geopfert!«

Und er ging hin und erhängte sich.

Der richtige Ausdruck

Einst lebte ein Musiker, der bereits viele Werke geschrieben hatte. Einige davon waren beiläufig eine Zeitlang bekannt, etwas Neues war in ihnen. Bei aller Schablone wehte so manches Mal eine große Selbständigkeit aus diesen Werken, rührte die Herzen fast magisch an, sodass sie etwas Göttliches wähten – und erstarb wieder im Konventionellen, in der pseudoklassischen Pose, der Banalität der schulmäßigen Technik. Die Kritiker lehnten sämtliche Werke ab; einer von ihnen, ein alter und rückständiger wohlgemerkt, war zwar der Meinung, dass in dem neuen Menschen ein tiefes Talent sei, das der künftigen Musik neue Wege vorzeichnen könne. Der Tonkünstler aber schrieb nach wie vor Opern, Symphonien, Sonaten und leichte Konzertware. Seine Opern führte niemand auf, einige seiner Sonaten und Symphonien wurden von Musikschülern gespielt, einer seiner Walzer kam in den Automaten und ins Grammophon. All das drückte ihn nicht nieder. Er wusste, dass er letztendlich seinen richtigen Ausdruck finden musste. Mit rührendem Fleiß studierte und analysierte er die alten Meister, verglich die verschiedenen Schulen, vertiefte sich in die Individualität der Jungen und suchte im Volk, im Wirtshaus und auf der Straße, wo er viel Jammer und das vielfältige Lied des Jammers kennenlernte. Er suchte in der Philosophie und in der Religion, lauschte der Bergpredigt und dem Lärm auf dem Kalvarienberg. Er brütete über den Urklängen der Schöpfung und des Sündenfalls, über der Mystik der Menschwerdung und dem Geheimnis der Erlösung. Und allmählich reifte es in ihm: das große, noch ungeschriebene, noch ungefühlte Werk, eine unendliche Synthese, und doch schlicht im Inhalt und in der Form.

Da erkrankte er an Typhus; er wurde ins Seuchenspital gebracht. Im Irrwahn seiner Fieberträume entdeckte sich ihm der richtige, einzige Ausdruck.

Er lag sechs Wochen, dann hieß es, er sei gesund.

Und er kehrte in seine stille Wohnung zurück. Und er barst schier vor Kraft, Gesundheit und Freude. Aus dem Fieberwahn hatte er seinen großen Plan mitgenommen. Und er setzte sich ans Klavier und schlug ein paar Tasten an. Doch er sah, dass er in der Krankheit die Grundlagen der musikalischen Technik vergessen hatte. Er nahm ein Heft seiner fast noch kindlichen Kompositionen und konnte nicht daraus spielen.

Ich weiß nicht, was dann mit ihm geschah.

Literarische Ballade

Gut ein Jahrzehnt vor der Entstehung von Ibsens *Wildente* erzählte ein Literat im literarischen Klub die folgende Geschichte:

»Es gab einmal einen mittelguten Stilisten, der Verse schrieb und fest überzeugt war, ein Genie zu sein. Er hatte eine Gattin, die ihn grenzenlos liebte, nicht weil er ein schöner Mensch, blauäugig und von interessanter Blässe gewesen wäre, sondern weil sie an seine große Künstlerseele glaubte. An stillen Winterabenden lehnte sie in seinen Armen und sah ihm ins vom Kaminfeuer beschienene Gesicht. In solchen Momenten klagte der Gatte: »Mein dichterisches Genie gereicht mir zum Fluch! Die Götter haben mir die Tragik des Lebens versagt, sie gaben mir die Bequemlichkeit idyllischen Glücks, während ich mich nach elementarem Schmerz, nach der großen Tragik sehne, die den chaotischen Inhalt meiner Seele erschütterte, damit ich ein großes Werk erschaffe. Oh! Es ist schwer, zu schaffen, die Größe des Kunstwerks zu sehen und die Berufung zu spüren und in der Banalität des Lebens dahinzusiechen und zu vertrocknen!« Die Gattin verstand ihn, und er tat ihr aus tiefster Seele leid: »Mein Großer, mein Unglücklicher!« Und dann fragte sie zitternd: »Heinrich, bedeute ich dir viel auf der Welt?« Er wurde zärtlich und antwortete pathetisch: »Die ganze Welt reichte nicht hin, um dich zu verschmerzen, Daphne!« Daphne küsste ihn und flüsterte: »Heinrich! Du musst dein großes Werk schreiben!« Leise, zitternd und merkwürdig blass stand sie auf. Sie sagte, als hauchte ihr Herz, die Worte: »Schlaf süß!« Herrlich, die Sinne benebelnd versank sie in der Schlafzimmertür. Einen Augenblick später ging er ihr nach und sah, dass sie auf dem Bett lag und starb. Sie hatte sich einen Dolch in die Brust gestoßen. Sterbend flüsterte sie: »Mein Liebster! Zürne nicht

und verzweifle nicht. Schau, ich musste von dir, damit du den mächtigen Schmerz erlebst und Größe erlangst. Heinrich! Wachse empor, befreie, herrsche! ...<<

»Ist das tragisch?«, fragte ein Ästhet. »Das ist tragikomisch.«

»Nein!«, erwiderte der Literat, »Daphne starb umsonst! Aber das ist nicht die ganze Tragik dieser Geschichte. Ihre wirkliche Tragik liegt darin, dass sie wahr ist. Meine Herren! Das alles ist wirklich geschehen. Kennen Sie nicht den Namen des deutschen Dichters Heinrich Stieglitz?«

Die Herren schüttelten die Köpfe.

Unter Spiritisten

Eine spiritistische Tischrunde beschwor den Geist eines Selbstmörders und nötigte ihn zu schreiben: »Drei Minuten vor neun setzte ich mich unbemerkt auf eine einsame Bank hinter dem Pavillon. Vor dem Pavillon spielte ein Orchester. Beim vierundzwanzigsten Takt von Ketterers Valse des Fleurs jagte ich mir die Kugel in den Kopf. Ich war auf der Stelle tot. Meine erste Empfindung nach dem Tod war das Gefühl einer qualvollen Ungewissheit. Ich bemerkte, dass ich körper- und schwerelos war und dass ich mich in einer Art Raumlosigkeit befand, einer tauben, finsternen, absoluten. An dieses neue Milieu ohne jegliche Dimension nicht gewöhnt, wollte ich zuerst ins räumliche Leben zurück, und ich vermisste es, so wie ein Reisender den Tag vermisst, der durch einen langen und geraden Tunnel fährt und durchs hinterste Zugfenster zusieht, wie das Licht immer kleiner und kleiner wird. Aber gut, ist ein Abschied je angenehm? Mein Abschied musste sich unendlich schnell abgepielt haben. Beim sechsundzwanzigsten Takt von Ketterers Walzer – den ich bis zum Erbrechen kenne – hatte ich schon das Gleichgewicht gefunden und ich passte mich dem neuen Milieu an. Zugleich aber erlosch in einigen stoßartigen Wellen in mir das Bewusstsein jeglicher Individualität. Mein ganzes ›Ich‹ erlosch spurlos, ging über, ja, ich würde fast sagen, verwandelte sich chemisch in gleichsam magnetischen Zuckungen in eine unendliche Energie, eine Substanz der Ewigkeit ... Ich kann nicht behaupten, dass diese Umwandlung angenehm war. Der Prozess dieser merkwürdigen Assimilation glich ganz und gar chemischen Prozessen: am ehesten war ich mir – wenn man sich solcher Dinge denn bewusst sein kann – eines unbehaglichen Gefühls bewusst, eines Schmerzes, wie ihn Feuer hervorruft ... Wie Phoenix erhob ich mich aus diesem höchst

seltsamen Bad der Wiedergeburt, neu, groß, unendlich, das Weltall in mir, Allerbarmen, Allwissen, Schmerzlosigkeit. Mein jetziges Leben ist die wonnige Empfindung einer unendlich angenehmen Indifferenz und Resignation, oder um es figurativ zu sagen: Ich bin ein unendlich großer und kosmischer See, ausgegossen zwischen Äonen. Nur dann und wann wogt es leise, so unscheinbar, als hätte eine Libelle mit dem Flügel die Oberfläche berührt ... Der letzte Akkord des Valse de Fleurs.«

Den Autographen des beschworenen Selbstmörders steckte der Fotograf G. ein ... Drei Wochen später fand man ihn erschossen im Bett. Er hatte sich umgebracht. Wundern mochte sich niemand darüber, denn der Mann war schwer neurasthenisch gewesen.

Moderne Ballade

In jenen Jahren vor dem Krieg, als das Publikum so sehr nach Sensationen aller Art lechzte, schrieb eine weltbekannte Tageszeitung einen großen Preis für die kürzeste und treffendste Definition des Begriffs Geheimnis aus. Eine Unzahl an Antworten langte ein, die originellste aber ließ sich nicht einmal zuordnen: ein dicker braungrauer Punkt auf Seidenpapier. In der Jury saß ein reicher Privatmann, der sich hobbymäßig mit Pathologie beschäftigte. Die Sache interessierte ihn, und er ließ Detektive nach dem Absender der höchst merkwürdigen Definition suchen. Diese ergründeten mithilfe von Chemikern, dass der Punkt aus Menschenblut bestand und vor mehr als dreißig Jahren appliziert worden war. Dann stellten sie fest, dass es sich beim Absender des seidigen Blatts um einen schelmischen Hochschüler handelte, der es in der Tasche eines beim Altwarenhändler erstandenen Überrocks gefunden hatte. Hierauf stöberten sie einen Bettler auf, der den Rock gestohlen hatte. Dann fanden sie den Herren, dem der Rock gestohlen worden war. Dieser war ein hervorragender Mensch, ungeheuer reich, eine allgemein geachtete Person vorgerückten Alters. Sie erklärten ihm, worum es ging, und zeigten ihm das Blatt mit dem braungrauen Fleck. Er nickte, sperrte sich in sein Zimmer und jagte sich eine Kugel in den Kopf. Die Jury erkannte dem schelmischen Studenten den Preis zu. So stand es zumindest in den Zeitungen.

Der Redakteur fragte mich: »Pregelj, jetzt mal ehrlich, ist das eine Ballade oder eine Satire?« Ich antwortete: »Eine Ballade!« Aber das war gelogen.

Marija Kmet

Ema

1

»Also, raus damit, woher hast du die fünfzehn Kronen?«

Ema sagt nichts und schaut ihrer Stiefmutter, die ganz aufgebracht ist und vor Aufregung zittert, direkt in die Augen.

»Sag es, Ema – raus damit, schnell!«

Ema steht da und presst die Lippen zusammen. Gelblich blass ist ihr zartes Kindergesicht; die Augen haben einen matten, samtigen Glanz, und um die Lippen bebt ein bitteres und angestrenktes Lächeln.

Dabei ist Ema erst zwölf Jahre alt!

»Also sagst du es nicht, oder? Na gut!«

Und die Stiefmutter dreht sich um, zieht schnell ihre Jacke an und nimmt Ema fest an der Hand.

»Geh!«

Ema schaut sie an und lächelt. Sie fragt nichts, sagt nichts, lässt sich von der Stiefmutter ziehen und lächelt noch mehr, als sie in der Tür einen Stoß in den Rücken spürt.

Scharf, stechend bläst ihnen die Burja entgegen. Ema kneift die Augen zusammen, senkt aber nicht den Kopf. Es ist kalt, dass ihre feinen Glieder zittern. An einer Abzweigung muss sie stehenbleiben, damit der Windstoß sie nicht aufs Pflaster wirft. Leute sind nicht auf der Straße. Und wenn jemand an ihnen vorbeikommt, ist er vornübergebeugt, und die Kleider wickeln sich um seinen Leib wie bei einer steinernen Statue. Überall pfeift und heult es; es scheint, als weinten in dem wilden, wahnsinnigen Gelächter die Dächer. Sand knirscht unter den Füßen, knirscht zwischen den Zähnen, häuft sich hinter

den Hausecken an und verwirbelt, dass die ganze Straße mit einem Mal eingewölkt ist.

Ema eilt mit kleinen Schritten neben der Stiefmutter her; sie friert, aber das Lächeln verschwindet nicht aus ihrem Gesicht. Vor einem hohen, finsternen und kalten Gebäude bleibt die Stiefmutter stehen und schaut Ema an. Diese tritt einen Schritt zurück, sie mag nicht weitergehen. Es ist das Schulgebäude, und Ema hat Angst.

»Ich geh nicht«, sagt sie entschieden.

»Was? Du gehst nicht? Los!«

»Nein!«

»Du! Sofort!«

Und sie zieht mit aller Kraft an ihr, sodass Ema schwankt und beinahe hinfällt. Sie wird feuerrot im Gesicht, dann blass. Grauenhaft, furchtbar. Vor die Lehrerin, jetzt, heute? »Nein – nicht!« Und sie will sich von der Stiefmutter losreißen, die aber schaut sie nicht einmal an, und Ema muss mit. In dem langen, halbdunklen Gang wimmelt, rauscht und surrt es wie in einem Bienenstock. Kinder laufen die Stiege hinauf, hinunter, schreien, lachen. Ema tut dieses ganze Geschwirr weh, es schlägt sich auf die Ohren. Sie spürt Blicke von links, von rechts. Die eine oder andere spricht sie an, wundert sich, flüstert der Nachbarin etwas zu. Für Ema ist es, als sänke sie mit jedem Schritt tiefer in die Erde. Sie grüßt nicht zurück, schaut den Mitschülerinnen nur tief in die Augen. Die Stiefmutter eilt den Gang entlang weiter und schiebt die Kinder vor sich weg. Jetzt – Emas Herz erbebt – dort, am Ende des Gangs, erblickt sie ihre Lehrerin! Die Stiefmutter begrüßt sie und bleibt stehen.

»Fräulein, ich bin mit Ema da. Schreckliche Dinge treibt dieses Kind. Ich bin ganz außer mir.«

»Was ist los?«, sagt die Lehrerin und sieht Ema an. Diese zuckt kurz zusammen, legt aber sofort die Stirn in Falten, und gegen ihren Willen verzieht wieder dieses Lächeln ihren Mund.

»Och, Fräulein, dieses Kind, dieses Kind! Erwische ich sie nicht, wie sie hinterm Schrank im Eck steht und Geld zählt und zählt. Ich schau sie von der Seite an, bin entsetzt; geh hin, rei ihr augenblicklich das Geld aus den Händen. Fünfzehn Kronen, fünfzehn Kronen, Fräulein! Wo hat sie die her? Sie wissen ja, wir sind arm, keiner von unseren Verwandten hat so viel zum Verschenken. Ich frage sie, beschwöre sie, drohe mit Strafe – nichts. Sie steht wie ein Stein vor mir und sagt kein Wort. Mir hat sie das Geld nicht genommen – das weiß ich. Auch sonst hat sie es keinem aus der Familie genommen. Und wer hätte ihr so viel geben sollen – das hat doch keiner übrig. Und jetzt weiß ich nicht, was ich tun soll und wie – da hab ich sie hergebracht. Also, Ema, jetzt red – dem Fräulein wirst du es sagen!«

Ema presst die Zähne zusammen und schaut die Stiefmutter an, die der Lehrerin die fünfzehn Kronen zeigt. Ihr ist, als stnde sie entblößt auf einem der Plätze der Stadt, sie weiß nicht einmal, dass sie in der Schule ist! Es ist furchtbar für sie, denn sie hat die Lehrerin gern. Soll sie es sagen? Nein, hundertmal nein!

»Also, Ema«, sagt die Lehrerin ruhig, »sag, woher hast du das Geld?«

Ema bleibt still und schaut sie an, unbeweglich, wie gebannt.

»Sag es!«, drängt die Stiefmutter.

»Sag doch!«, redet ihr die Lehrerin zu, »hast du das Geld von jemandem bekommen, dem du beim Tragen geholfen hast?«

Ema schüttelt den Kopf.

»Hast du es wo genommen?«

Ema schüttelt wieder den Kopf.

»Hat es dir eine Mitschülerin gegeben? Sag, na sag schon, ich werde nicht böse sein!«

Ema schüttelt den Kopf und sieht sie regungslos an.

»Also nichts. Von nirgends hast du es nicht, oder?«, fasst die Stiefmutter zusammen. »Hast es irgendwo ausgegraben?«
Ema lächelt.

»Mein Gott! Fräulein, was mach ich mit diesem Kind, das kein Kind ist? Ich werd noch verrückt.« Und sie packt Ema an den Schultern und schüttelt sie.

Die Lehrerin bückt sich zu Ema und sagt zu ihr:

»Ema, schau, warum sagst du es nicht? Schämst du dich?«

Ema schüttelt sich und schaut zu Boden. In diesem Moment hat die Lehrerin eine so schreckliche Ahnung, dass sie erblasst und Mitleid mit dem Kind empfindet. Aber die Stiefmutter ist aufgebracht, sie packt Ema an den Armen und schreit:

»Nichts da, lassen Sie, Fräulein, ich weiß schon!«, und sie eilt aus der Schule und schiebt Ema mit, dass die Lehrerin nicht einmal zu Wort kommt.

Wie außer sich läuft die Stiefmutter mehr als sie geht mit Ema die Straße hinunter und in ein hohes Haus. Ema schaut die Wächter beim Eingang an; sie ist entsetzt, die Schläfen werden ihr heiß, aber sie kann sich der Stiefmutter, die bei einer der Amtsstuben anklopft und eintritt, nicht widersetzen. Ema scheint es, als würde das Zimmer um sie herum zu tanzen beginnen, aber gleich darauf blickt sie in das verdrossene Gesicht eines Polizeibeamten, und es reizt sie unwillkürlich zum Lachen, obwohl ihr etwas wie mit eiserner Hand die Kehle zuschnürt. Die Stiefmutter erzählt hastig und stoßweise die ganze Geschichte mit Ema und sagt:

»Na, Ema, rede, sonst kommst du ins Gefängnis!«

Ema schweigt. Ihr fällt nicht einmal ein, hier, in diesem öden, stickigen Raum, vor diesem starken, rätselhaften Menschen etwas zu sagen. Sie hat ja nicht einmal der Lehrerin was gesagt, die sie gernhat!

Der Herr räuspert sich, murmelt etwas und sagt: »Gestohlen, was?«

»Nein«, antwortet Ema fest und denkt sich: »Wie kann der Mensch da sagen, dass ich stehle!«

»Äh, na – dann hast du's gefunden, wie? Aber gefundene Sachen dürfen wir nicht behalten. Weißt du das nicht? Also?«

Ema schüttelt entschieden den Kopf.

»Ema, um Gottes willen, sie sperren dich ein! Nicht wahr, Herr?«

»Ja freilich – bestimmt. Oh, du hast es gestohlen, sag's nur!«

»Nein.«

So bedingungslos und hart klingt dieses »Nein«, dass selbst der Herr Beamte verduzt ist.

»Du, du kleines Luder du! Wie redest du mit mir? Du kommst ins Gefängnis, wir legen dich in Ketten!« Und er zwinkert heimlich der Stiefmutter zu. Des Langen und Breiten, von rechts und von links fliegen die Fragen heran, doch Ema schweigt wie ein Stein und überlegt nicht einmal, ob sie alle Fragen versteht. Der Beamte hält das Ganze für eine dumme Zeitverschwendung und sagt schließlich verärgert:

»Übrigens, Frau, solche Dinge erledigen Sie zu Hause. Ich habe genug andere Dinge zu tun. Wenn das Mädchen so eine ist, wird schon noch was kommen, und dann holen wir sie uns. Wiederschaun!«

Die Stiefmutter ist schon drauf und dran, den Herrn zu beschimpfen, aber im Innersten schämt sie sich, dass sie sich im Zorn hat hinreißen lassen, das Kind auf den Polizeiposten zu bringen. »Am Ende schauen sie mich auch noch schief an«, denkt sie sich, »schon weil ich Emas Stiefmutter bin.«

Ema ist seltsam froh zumute, sie würde am liebsten laut lachen.

Die Stiefmutter geht ihren Erledigungen nach, Ema aber muss nach Hause. Sie betritt leise die Küche, setzt sich ans Fenster und kauert sich zusammen. Dort im Winkel liegt der

kleine Bruder, er ist auf einem Bein lahm. Er sieht Ema mit leuchtenden Augen an, fragt nach der Mutter, aber als er keine Antwort bekommt, wickelt er sich in sein Tuch und beschäftigt sich wieder mit seinem verschlissenen Pferdchen. Sonst ist niemand zu Hause. Die Halbschwester und die zwei Halbbrüder sind in der Schule, und der Vater ist zu einer Arbeiterschulung gegangen, denn er hat im Krieg beide Hände verloren und plagt und schindet sich mit den Prothesen ab, die er statt der Unterarme hat. Ema mag niemanden. Den Vater hätte sie noch irgendwie gemocht, aber der redet nie etwas; wenn er heimkommt, legt er sich rücklings aufs Bett und seufzt und überlegt. Und die Stiefmutter geht bei der Herrschaft putzen und aushelfen.

So sieht es bei Ema zu Hause aus, schon lange, und wie im Traum erblickt sie manchmal im Geiste das Gesicht der Mutter. Heute ist ihr öde, kalt zumute, und sie würde am liebsten auf die Straße abhauen. Aber auch dieser Gedanke ist ihr zuwider. Sie drückt ihr blasses Gesicht gegen die Scheibe und findet es lächerlich, dass wegen dieser fünfzehn Kronen so viel Aufhebens gemacht wird. Sie hat sie; was geht das die Leute an! Nie, niemals wird sie sagen, wie sie dazu gekommen ist. Sie wird dunkelrot im Gesicht, wenn sie an all das denkt. Aber dann lächelt sie. »Sie werden für diese Kronen doch Brot und andere Sachen kaufen. Warum ist die Stiefmutter böse?«

Zu Mittag geht es daheim wieder rund. Auch der Vater ist zornig, aber dann flucht er und ist still. Ema fühlt sich entsetzlich; sie sieht das Küchenmesser, nimmt es und möchte sich die Kehle durchschneiden. In diesem Moment reißt ihr die Stiefmutter das Messer aus der Hand und schlägt ihr ins Gesicht, auf den Kopf, auf den Rücken.

»Ach so, das auch noch? Du schamloses Luder, du schamloses! In der Hölle wirst du braten, auf dem Grund der Hölle werden dich die Höllenknechte schinden!«

Und wieder ein Schlag, dass Ema schwarz vor Augen wird.
»Schlag mich, komm schon, hau drauf, ich spür nichts; ich bin eh schon tot!«, schreit Ema aus voller Kehle und sackt auf dem Boden zusammen, vergießt aber keine Träne. Die Stiefmutter ist verdutzt, knurrt etwas und lässt sie in Ruhe.

Am Nachmittag muss Ema in die Schule. Die Lehrerin ruft sie in die Schreibstube. Ema folgt ihr leise, und die ganze Zeit ist dieses kranke Lächeln in ihrem Gesicht.

»Ema, schau, ich hab dich gern, warum bist du so?«

Ema schaut ihr in die Augen und erbebt, zwei Tränen erzittern auf ihren Wimpern.

»Willst du es mir nicht sagen?«

»Nein«, sagt Ema.

»Wenigstens mir, mir sag es!«

»Nein.«

Die Lehrerin schaut sie an und muss fast weinen, als sie sieht, wie Ema leidet. Sie weiß, dass sie kein Kind ist und dass Ema im Leben mehr zu spüren gekriegt hat als sie selbst. Sie streicht behutsam über ihr Haar und sagt:

»Ich weiß es, siehst du. Wenn du nicht kannst, dann erzähl es halt nicht. Aber schau, es ist schade, ich werde dich vermissen. Du kommst in die Anstalt.«

»In die Anstalt?«

Ema wundert sich. Dieser Name erweckt von jeher Angst und Grauen bei ihr.

»Das ist nicht wahr«, antwortet sie leise.

»Du wirst müssen.«

»Nein.«

»Ema, wehr dich nicht! Ich werde dich besuchen kommen.«

»Egal – ich geh nicht.«

»Ach, du Kind, du Kind!« Und sie streichelt ihre Wangen.

»Geh jetzt und widersetz dich nicht! Dort wirst du brav sein, und sie werden dich wieder nach Hause nehmen.«

Ema schüttelt mit aller Kraft den Kopf, doch dann muss sie weinen, dass sie am ganzen Leib zittert, sie bückt sich und küsst der Lehrerin die Hand. Dann dreht sie sich um und eilt zur Tür hinaus und die Stiege hinunter, und die Lehrerin steht ganz verblüfft und mit schwerem Herzen da. Sie denkt an Ema, als sie noch in der ersten Klasse war, wie sie bei jedem Wort weinte, wie scheu und verwirrt sie war und wie außer sich schrie, wenn ihr jemand mit dem Einsperren drohte. Und dann von Jahr zu Jahr, immer verängstigt, furchtsam, mit immer demselben Lächeln um die Lippen, das einen stach wie ein Messer. Sie war nie ausgelassen, und sie mochte die Mitschülerinnen nicht. Und einmal schrieb sie in einer Aufgabe: »Ich möchte gern Mutter sein. Ich hätte neun Kinder. Mein Mann würde arbeiten, und ich würde spazieren gehen. Ich würde dafür sorgen, dass meine Töchter gut verheiratet sind.« Das war die ganze Aufgabe. Das war letztes Jahr, und die Lehrerin wusste schon damals, dass dieses zarte, blasse und verängstigte Mädchen keine elf Jahre alt war, sondern zwanzig und noch älter.

Ganz verwirrt läuft Ema auf die Straße. »Wohin soll ich – in welche Gasse? Heim geh ich nicht – von dort schicken sie mich in die Anstalt.« Und sie dreht sich um und eilt die große Straße hinunter, die ganz übermütig daliegt und erfüllt ist von der schweren, kalten Burja. Ema hält sich an die Häuser und geht dicht an ihnen entlang. Dann und wann nimmt ihr die Burja den Atem, dass sie stehenbleibt und tief seufzt. So stumpf Ema davor war, so viel Unruhe ist jetzt in ihr. »Ich geh, wohin es mich bläst, aber in die Anstalt, nein, dort geh ich nicht hin!«, beschließt sie, und sie geht weiter, ohne zu wissen, wohin der Weg sie führt. Sie hat Hunger, sie friert; das dünne Röckchen wedelt im Sturm und flattert wie ein Schmetterling. Im Kopf ist ihr seltsam heiß, am Rücken beißt ihr die Kälte bis ins Mark.

Die Augen brennen, aber die Finger, diese zarten, kleinen Finger, sind dunkelblau und klamm, wie aus Holz. Es dämmt bereits; die Straßenbahn jagt an ihr vorbei und beglötzt sie mit großen, brennenden Augen. In den Kirchen beginnt es zu läuten; die Burja trägt die Töne heran und wieder fort, als spielte sie mit ihnen. Leute eilen vorbei, niemand sieht sie an. Ema geht weiter, geht und geht und begegnet keiner Straßenbahn mehr; die Leute werden immer weniger. Jetzt biegt sie von der Straße in eine Seitengasse ab, die dunkel, seltsam düster und hohl ist, wie ein Tunnel. Hier ist weniger Sturm; die Gaslichter flackern ganz verängstigt, und das Glas um sie herum zittert, als sähe es Gespenster. Ema läuft immer schneller. »Nicht in die Anstalt, bloß nicht in die Anstalt!«, klingelt es in ihren Ohren. Was sie nicht alles von der Anstalt gehört hat: dass die Kinder im Keller essen, dass sie dort schon aufstehen, wenn es noch dunkel ist; dass sie schlafen gehen, wenn noch die Sonne scheint, und in finstere Kämmerchen eingesperrt werden. Dass sie lernen müssen, lernen und wieder lernen, und dass sie in Prozessionen spazieren gehen, in seltsam plumpen, langen Verkleidungen. All das Gesagte ängstigt sie mehr und mehr, und ihr ist, als ginge die schwarze, riesige, bösertige Anstalt ihr nach und würde sie umfassen und sie, lebendig und jung wie sie ist, erdrücken. Und sie weiß nicht, wie sie hierher geraten ist – vor ihr ist der Tunnel, durch den der Weg auf die andere Seite der Stadt führt. Ema bleibt am Eingang stehen und drückt sich in einen Winkel, ins Dunkle, damit niemand sie sieht. Vor Kälte und Hunger klappern ihr die Zähne, und im Kopf ist alles leer, riesig, als wäre das nicht ihr Kopf, sondern eine ungeheure hohle Kugel. Etwas Schweres senkt sich auf sie, erfüllt sie, durch und durch, und hüllt sie in Nacht. Sie neigt den Kopf und wird ohnmächtig. Als sie die Augen öffnet, ist um sie herum alles still, eine einzige Lampe blinzelt in der Ferne, und vor ihr klafft der Tunnel wie ein riesiges Rohr. Ema macht

wankend einen Schritt, macht zwei, drei Schritte und lehnt sich gegen eine Kiste im Tunnel. Sie nimmt den Deckel, versucht ihn zu öffnen – und siehe – da kommt jemand mit langsamen Schritten. Ema möchte nicht, dass jemand sie sieht, hebt den Deckel und kriecht in die Kiste für das Arbeitsgerät. Der eine Gedanke geht ihr noch durch den Kopf, wie es sein kann, dass die Kiste nicht zugesperrt ist, aber dann weiß sie nichts mehr, bis sie aufwacht und verwundert um sich blickt.

»Solche Sorgen machst du mir! Oh, wart nur, bald plagen sich andere mit dir herum!«, hört sie die Stiefmutter sprechen und erblickt sie neben sich. Ema fährt auf, aber es brennt in ihrer Brust, dass sie sich gegen die Bank auf dem Polizeiposten lehnt, wo sie gelegen ist, und kein Wort herausbringt.

»Wo hast du dich herumgetrieben? Warum quälst du uns alle und machst uns Schande? Los, auf geht's, heim!«

Die Stiefmutter hebt sie hoch und stellt sie hart auf den Boden. Ema ist schwindlig im Kopf, dass sie wankt, und dann sinkt etwas schwer in ihr wie ein Stein: Ihr ist alles egal, sie spürt nichts, und auch die Anstalt schreckt sie nicht mehr. Sie geht ruhig mit der Stiefmutter nach Hause, sitzt ruhig daheim im Eck; sie ist still und antwortet auf keine Frage. In der Nacht schläft sie wie eine Tote, und am Morgen geht sie still mit der Stiefmutter mit, die sie in die Anstalt, in die Besserungsanstalt bringt.

2

Und jetzt ist Ema schon ein halbes Jahr dort.

Es geht nicht so zu, wie sie gedacht hat, dass es zugehen würde. Aber trotzdem, etwas gibt ihr das Gefühl, als wäre sie um und um in Ketten gezwängt. Alle Bewegungen, alle Schritte sind gezählt, nicht einmal schauen darf Ema, wie sie möchte. Und die Worte! Die sind auf den Zentimeter aus- und

abgemessen; so empfindet es Ema. Und diese Freizeit, dieses Spielen im Hof, was ist das? Wenn die Blicke der Aufseherinnen jede ihrer Bewegungen umspinnen, wenn da kein Raum ist für einen freien Ruf, für einen Sprung, für ein fröhliches Wort! All diese gebügelten Kleider mit dem strengen Faltenwurf; dieser weiße Kragen, das straff und glatt frisierte Haar – all das ist für sie eine Qual, ihr ist, als trüge sie ein eisernes Hemd. Und die Schule; das ist keine Schule, es ist ein Gefängnis. Alles so strikt, gemessen, abgemessen, dass sie sich kaum zu seufzen getraut. Und wenn das Heft ein Geräusch macht, wenn die Bank knarrt – schon ist da ein strenger Blick, ein scharfes Wort, ein Tadel. Und diese peinliche Sauberkeit – das ist nichts für Ema. Sie wagt sich ja nicht die Finger schmutzig zu machen, den Rock zu zerknautschen. In weichen Pantoffeln geht sie mit den anderen Mädchen über die langen Gänge, als wäre sie kein lebendiges Wesen, sondern nur ein Schatten. Mit leisen Schritten betritt sie die Räume, mit leisen, behutsamen Schritten geht sie die Stiege zum Garten hinunter, ganz leise flüstert sie mit ihren Kolleginnen. Ema traut sich fast nicht zu lächeln, sie ist schon völlig verstört und fürchtet sich.

An einem Sonntag wird sie ins Besuchszimmer gerufen. Sie freut sich; wer könnte das sein? Und als sie hineinkommt, sieht sie ihre frühere Lehrerin. Sie zuckt auf, ihr Herz erbebt, dass sie meint, es müsse ihr gleich aus der Brust hüpfen. Schon will sie hingehen, die Arme ausstrecken und das Fräulein umarmen – aber nein – da ist die Schwester Oberin, dort die Aufseherin, die sie mit ihren schneidenden Blicken verfolgen. Wie nur, wie soll Ema zu einem freien Ruf, zu einem schönen Wort kommen? Ihre Arme werden schlaff, für ihre Worte ist in der Kehle Schluss, nur die Augen, die Augen sprechen. Auch die Worte der Lehrerin sind wie gefesselt. Aber dann reicht sie Ema die Hand und streicht ihr übers Haar. Ganz leise fragt sie:

»Wie geht es dir, Ema?«

Ema schaut sie an, schaut und sagt nichts. Ema ist es, als drehte sich alles um sie herum. Sie würde dem Fräulein gern sagen, dass es ihr schlecht geht, schlecht, dass ihr entsetzlich zumute ist und sie nicht mehr hierbleiben kann. Dass sie sie mit hinaus in die Welt nehmen soll – denn hier ist keine Welt, kein Leben, hier sind Tod und Gefängnis. All das will sie sagen, all das spricht aus ihren Augen, aber aus dem Mund kommt nicht ein Wort.

»Geht es dir gut, Ema?«

»Ja«, flüstert Ema und blickt zur Oberin. Diese lächelt, aber etwas in ihrem Lächeln sagt, dass Emas Verhalten zu wünschen übrig lässt. Ema spürt, wie es in ihrem Kopf brennt, es ist qualvoll für sie. Sie würde sich gern in Luft auflösen.

»Bist du brav?«

»Halbwegs, halbwegs«, antwortet die Aufseherin, »das wird schon. Sie ist halt nicht so, wie sie sein müsste. Und ihre Schrift ist fürchterlich. Eine einzige Patzerei.«

Die Lehrerin spürt, dass das auch gegen sie geht, und unwillkürlich fühlt auch sie sich wie gefesselt in diesem Zimmer.

»Ema, ich komme wieder.«

»O ja!«, flüstert Ema, und ihr Blick verrät den starken Wunsch.

»Hab nur Geduld, alles wird gut.«

Ema nickt, drückt fest die Hand der Lehrerin, und diese empfindet den ganzen gewaltigen Schmerz des Kindes, das leidet – leidet, und nicht weiß, warum. – Die Oberin ist schon ungeduldig und sagt:

»Sag schön auf Wiedersehen, Ema, es ist Zeit! – Sie müssen entschuldigen«, wendet sie sich an die Lehrerin, »in unserer Anstalt gibt es strenge Vorschriften, denn wir haben hier Schülerinnen, die einer besonderen Führung bedürfen. Das sind ja keine Kinder wie die anderen.«

»Ja, ja – ich verstehe«, sagt die Lehrerin kurz und würde am liebsten mit ihr streiten.

»Gehab dich wohl, Ema. Halt durch und sei brav.«

Ema lächelt mit diesem müden Ausdruck, lässt den Kopf hängen und dreht sich um.

»Komm!«, sagt die Aufseherin und geht hinter Ema her.

Die Oberin geleitet die Lehrerin bis zum Tor und scheint verärgert zu sein, ihren Augen lässt sich der Wunsch ablesen, dass die Lehrerin nicht mehr zu Besuch kommen möge, dass man sie nicht mehr empfangen werde.



Es ist Abend, und die Mädchen gehen zu Bett. Alles ist still, so wie das stille kleine Licht an der Decke. Die eine flüstert, die andere kichert, wird aber gleich still, als sie die Aufseherin sieht. Wie auf Befehl ziehen sich die Mädchen aus, wie auf Befehl legen sie sich nieder und antworten murmelnd:

»In Ewigkeit, amen. Erbarme dich unser. – Amen. – Und das ewige Licht leuchte ihnen. – Amen. – Erbarme dich unser ...«

Ema zittert wie im Fieber.

»Wie lange noch?«, überlegt sie. »Zwei Jahre, hat es geheißten. Die sind bald um. Und dann Schluss? Werde ich frei sein? Oh, ich werde frei sein, ich muss es sein! In die Schule mag ich nicht mehr! Nähen? Nein, das ist nichts für mich. Soll ich Tag und Nacht sitzen und buckeln? Nein und nein. Ich möchte eine Mutter sein und Kinder haben. Das möchte ich. Es wäre schön. Ich hätte schöne Zimmer. Ach – hör auf, weiß Gott, was noch kommt! Wozu haben sie mich in diese Anstalt gesteckt? O nein – nach Hause geh ich nicht mehr!«

...

Filip Kumbatović Kalan

Schüsse hinterm Haus

1

Im Café nichts los, ein Studium, wo nichts weitergeht, schlecht zu Abend gegessen, vierzig Zigaretten und zu viel schwarzer Kaffee, drei Stunden unruhiger Schlaf und hernach das morgendliche Zwielicht, hinter den Scheiben Regen, Nebel zwischen den Häusern, im Zimmer der Gestank nach Rauch und schmutzigem Bettzeug, im Mund ein öder Geschmack und im Magen Leere – die Uhr auf dem Nachttisch aber zeigt halb sieben, und die Türklingel schrillt in kurzen, aufdringlichen Erschütterungen. Und man steht auf, reibt sich die Augen und bindet sich, ganz tatterig von der unruhigen Nacht, die Pyjamahose fester; und während die kalten Füße in die Pantoffel tasten, schlottern einem die Knie vor Schwäche und Unruhe. Draußen aber stehen zwei Männer, ebenso unausgeschlafen, schweigend und misstrauisch, mit dem öden Geschmack im Mund und mit leerem Magen, und diese zwei Männer sehen einen von oben bis unten an und treten ein, ohne in den Vorraum gebeten worden zu sein. Und dann zeigen sie irgendwelche Legitimationen mit dem Staatswappen vorn drauf und befehlen einem knurrend und gelangweilt, mit ihnen zurück ins Zimmer zu gehen, damit sie es sich ansehen können.

Name? Geburtsdatum? Mutter? Familienstand? Ausländer? Demonstrationen auf der Universität? Kennen Sie den einen? Kennen Sie den andern? Nein. Gut. Legen Sie sich hin.

Und Kristo Koblentz, Sohn des verstorbenen Arztes Rudolf Koblentz, Student im zehnten Semester, sechsundzwanzig Jahre alt, mittelgroß, blond, Augenfarbe blau, keine besonderen

Kennzeichen, spricht Kroatisch, Deutsch, Französisch und hat keinen Pass, dieser unausgeschlafene Kristo Koblentz legt sich ins Bett zurück und beobachtet mit einem stumpfen und leeren Blick die Männer, die im Zimmer herumstöbern und sich schließlich an den Tisch setzen und in seine Papiere glotzen. Auf dem Tisch liegen Vorlesungsskripten, Mitschriften und Notizen, die mütterlichen Predigten von Frau Kristina, Koblentz' Mutter, die vor einigen Tagen zu ihrer Schwester nach München gereist ist; und neben diesen Papieren und Predigten liegen parfümierte Briefe, die in etwa mit »lieber Kristo, sei mir nicht böse, dass ich bis jetzt nicht geantwortet habe« anfangen, und die damit enden, dass es vier Uhr morgens sei und dass es ohne ihn, Kristo, so traurig sei und dass ihm seine »auf ewig deine Ypsilon« tausend Küsse schicke.

All das lesen diese Herren mit den Legitimationen, und allen dreien ist es peinlich; am liebsten würden sie noch schlafen, draußen würde es regnen, die Fensterscheiben wären beschlagen, man läge aber im Bett und würde sich auf die andere Seite drehen, sich zusammenrollen, an nichts denken und warten, bis einen der Schlaf wieder in ein angenehmes Nichts wiegen würde. Und dann stehen die Herren auf, schauen aus dem Fenster. Und Kristo Koblentz, blond, mittelgroß, verschlafen und misstrauisch, zieht sich Kleider und Schuhe an. Dann gehen alle drei auf der Straße, der nervöse Student zwischen den beiden verschlafenen Hünen, und sie unterhalten sich über den Regen und den Nebel und über die nassen Schuhe und darüber, dass im Sommer die Sonne scheint und dass in Oberkrain die Züge mit den Sommerfrischlern an den Hundstagen immer überfüllt seien und dass ein Studium an der Universität sehr anstrengend sein muss. Und auf der Polizei fängt wieder alles von vorn an. Name? Geburtsdatum? Ausländer? Sprachen? Studium? Einkommen? Kennen Sie den einen? Kennen Sie den andern? Und am Ende ist Mittag und alle sind hungrig; die Herren

nicken, und Herr Koblentz nickt, und allen tut es leid, dass sie voneinander nichts erfahren können und dass Herr Kristo Koblentz keinen Herren im braunen Anzug und mit schwarzem Hut, mit braunem Haar und dem Namen Kazimir Knop kennt, Mitglied einer linken Organisation, das Subjekt, das angeblich in Russland war und unlängst bei Kristo Koblentz zwei Nächte verbracht hat und spurlos verschwunden ist.

Jetzt sitzt Kristo in der Küche, draußen regnet es, die Dachrinne am gegenüberliegenden Dach schimmert matt an diesem düsteren Tag, die Küche ist leer, schmutzig, vergammelt, Frau Kristina ist nicht da, und Kristo sitzt vor dem kalten Sparherd und grübelt hungrig über die kurze Nacht und das Klingeln um halb sieben und über Kazimir Knop nach, das Mitglied von der und der Organisation, das Subjekt, das in den Gesprächen zwischen den Herren mit der Legitimation und dem Herrn Kristo Koblentz eine seltsame, unergründliche Fiktion ist, ein Phantom, ein Irrtum zwischen den Paragraphen, der nicht zum richtigen Leben erwachen will. Bald ist Mittag, und Kristo ist unruhig, er stochert im Sparherd herum und bringt kein richtiges Feuer zustande. Seine Hände zittern ein bisschen, und im Haus sind nur mehr ein paar Eier und zu wenig Fett, und das Schnitzel, das er auf dem Heimweg gekauft hat, ist zum Verzweifeln mickrig. In ein paar Minuten ist Mittag. Wahrscheinlich wird im Türschloss der Schlüssel knirschen, im Flur werden schwere, vorsichtige Schritte zu hören sein, und dann wird Kazimir Knop in der Küchentür stehen, Mitglied der Organisation, der Mensch, den Kristo offiziell nicht kennt. Diese unergründliche Fiktion wird in ihrer tatsächlichen menschlichen Gestalt dastehen, sie wird atmen und sich umsehen mit dem scheinbar ruhigen, sorglosen Blick eines Menschen, der immer auf der Hut ist. Diese Erscheinung wird dasitzen und Zigarren rauchen und Koblentz mit ihrer üblichen Wortkargheit unterhalten.

Kazimir Knop trat ein, machte hinter sich zu und lehnte sich rücklings leicht gegen die Tür. Kristo sah nur einen Augenblick hin und stocherte weiter im Herd, ohne ein Wort von sich zu geben. Dann richtete er sich auf und betastete sein Kreuz, das ihm vom Bücken wehtat. Er ging zum Tisch und kramte in der Schublade nach dem Messer und dem Schnitzelklopfer, um das Stück Fleisch für die Pfanne vorzubereiten. Knop beobachtete ihn und begann in der Küche auf und ab zu spazieren; dann nahm er aus der Tasche seines Gilets eine kurze, dicke Zigarre, kerbte vorsichtig das Ende ein und zündete sie an. Er setzte sich, befeuchtete das etwas ausbröckelnde Ende, nahm einen kurzen Zug und räusperte sich.

...

Ciril Kosmač

Die Raupe

Wenn ich mich nicht irre, haben die Naturforscher ihren Gegenstand in drei Gruppen eingeteilt: in die Menschheit, das Tier- und das Pflanzenreich. Dem Tierreich haben sie die Mitte zugewiesen – und weil ein Sprichwort besagt, dass der Mittelweg der beste ist, sind die Tiere auf dem besten Weg. Sie haben einen Körper und wie es aussieht auch einen Verstand und einen freien Willen. Seele haben sie keine; wenn sie eine Seele hätten, wären sie keine – Tiere. Und vielleicht ist ihr ganzes Leben eben deshalb so zweckmäßig und natürlich, weil ihnen niemand den Katechismus von der Nichtigkeit und Erhabenheit des Geistigen eintrichtert. Die Großen fressen die Kleinen, und sie folgen darin nur dem Gesetz der Natur. Bei den Menschen kommt das auch vor – und zwar kraft eines Gesetzes, das dieses unter göttlicher und menschlicher Strafandrohung ausdrücklich verbietet.

Über die Tiere weiß ich nicht so viel. Ich bin Bauer und kenne nur die, mit denen ich mich im heimischen Stall, auf dem Feld und im Wald vertraut gemacht habe. Diese Tiere wurden bei uns nach einer stillen, von Generation zu Generation weitergegebenen Übereinkunft in fünf Gruppen eingeteilt: in nützliche, lästige, schädliche, giftige und indifferente. Zur ersten Gruppe gehörten vor allem die Kühe, Schweine und Hühner. Mit Pferden, Ochsen und Stieren hatten wir wenig zu tun; unsere Bauernschaft war klein, und es gab diese Tiere nicht bei uns. Zur Gruppe der lästigen zählten Mäuse, Ratten, Fliegen, Spinnen, Motten, Flöhe und Küchenschaben. Alle diese Stämme lebten seit Menschengedenken in unserem Haus – und wir machten nie viel Aufhebens darum. Laut mündlicher

Überlieferung hat sich bis heute unser Brauch erhalten, diesen Tieren Fallen zu stellen, Honigwein, Tabak, Gift, verschiedene mörderische und einschläfernde Pulver und ähnliche Mittel, die ihre allzu schnelle Vermehrung hemmten – ausdrücklich verboten war ihnen unser Haus aber nicht. In diese Gruppe fielen übrigens auch Läuse und Wanzen, doch diesen zwei Stämmen gegenüber kannten wir keine Toleranz: Läuse hatten wir während des Krieges, und wir bekämpften sie mit Lauge und Eisenhutwasser; die Wanzen aber hatten ihre Republik im Bett des Großvaters – weswegen wir es nach seinem Tod verbrannten. Die schädlichen Tiere lebten in der freien Natur: Den Hasen legten wir Schlingen aus, weil sie die Rinden der jungen Bäume abfraßen, hinter den Füchsen waren wir wegen Hühnerdiebstahls her, dem Dachs verbrannten wir nachts auf dem Vorgewende alte Fetzen, um ihn aus dem Mais zu treiben. Gifttiere waren alle Schlangen außer der Blindschleiche. Die indifferenten aber waren Vögel, Schmetterlinge, Hummeln, Hornissen, Fledermäuse, Frösche usw. Um diese Tiere scherten wir uns nicht viel. Wir gebrauchten sie im täglichen Gespräch, ohne an sie zu denken: Einer lebt wie ein Vogel, flattert herum ein Schmetterling, brummt wie eine Hummel, schaut drein wie eine Hornisse, säuft wie ein Frosch usw. Wir kannten auch Fische, doch die Fische zählten wir normalerweise nicht zu den Tieren, sondern zu den Fischen.

Auch die Raupe ist ein Tier. Wann ich zum ersten Mal eine sah, kann ich nicht sagen. Wenn ich mich recht erinnere, kannte ich drei Arten von Raupen: behaarte von glänzend schwarzer und brauner Farbe, die sich sofort zu einer Spirale drehten, wenn ich sie mit einem Grashalm berührte; nackte grüne, die ich recht garstig fand; und solche, die auf jedem Segment eine haarige Warze hatten. Letztere fand ich am interessantesten und lustigsten; sie erinnerten mich an meine Tante, die am Kinn genau solche Warzen hatte. Raupen waren

schädlich; die Mutter beschwerte sich immer, dass sie ihr die Krautköpfe anfraßen, der Vater stöhnte im Frühling zwischen den Obstbäumen herum. In der Schule brachte man mir noch dieses bei: Aus jeder Raupe schlüpft ein Schmetterling. Und dass die Lehrerin, die uns das erklärte, in jedem Fall ein »Sehr gut« in Pädagogik hatte, folgere ich daraus, dass sie uns bei dieser Gelegenheit auch eine schöne und nützliche Lehre mitgab:

»Schaut, meine Kleinen, so wie in der scheinbar hässlichen Raupe ein schöner Schmetterling steckt, so steckt auch in einem hässlichen Menschen ein gutes Herz. Die Schmetterlinge sind doch schön, oder, Kinder?« So sprach sie und klatschte in die Hände.

Damit waren wir alle einverstanden. »Natürlich, natürlich!«, schrien wir. »Alle Schmetterlinge sind schön, außer den Motten!«

Das war alles, was ich damals über die Raupen wusste. Später aber nahm mein Leben eine Wendung, durch die ich nähere Bekanntschaft mit der Raupe machte.

Im April 1930 wurde ich aus dem Zuchthaus in Koper in das Gefangenenhaus Regina coeli in Rom überstellt. Die dreitägige Fahrt ohne Brot, Wasser, Schlaf und Zigaretten schwächte mich gehörig. Obendrein starben mir die Hände ab; meine Finger schwellen an und wurden blau, und als ich »ausgespannt« wurde, zog sich quer übers rechte Handgelenk ein Bluterguss. Die Finger konnte ich tagelang nicht bewegen. Ich nahm alles zwischen die Handflächen, und das Brot brach ich mit den Knien, die für diese Arbeit spitz und knochig genug waren.

Das alles hielt mich aber nicht davon ab, sogleich meine neue Behausung zu besichtigen. Für einen Häftling ist ein Zellenwechsel so viel wie für einen freien Menschen eine Reise ins Ausland. Alles ist neu für ihn: das Fenster, der Boden, das Wandbrett, das Bett, und bevor er alle Löcher im Gitter

gezählt und alle Inschriften entziffert hat, die seine Vorgänger mit Drahtstiften, Nadeln und Fingernägeln in die Wand und den Fensterrahmen gegraben haben, ist eine Woche vergangen.

Die römische Zelle war im Vergleich zu der in Koper ein Schrank: drei Meter lang, zwei Meter breit und zweieinhalb hoch. Ihr Interieur war auf den ersten Blick uninteressant. Auf dem Wandbrett mit dem Tonkrug fürs Wasser standen drei Verse, mit Tinte geschrieben und jeder in einer anderen Schrift:

»Überm Berg dort steht ein Sternlein ...

ACH, WIE GLÄNZT ES NUR SO KLAR ...

DENKSTE, DA GLÄNZT GAR NICHTS – – – – –«

Auf den Klodeckel hatte jemand mit breiten Buchstaben geschrieben:

»Was kann man uns schon tun?????

Nichts, niichts, NIIICHTS kann man uns tun!!!!!!«

Die Wände waren frisch geweißt, doch konnte man durch den Kalk die recht großen Inschriften »W LA LIBERTA« und »W LE DONNE – ŽIVIJO!!!« sowie einen Umriss erkennen, der eine nackte, vollbusige Frau mit gespreizten Beinen darstellen sollte. In diesem Moment kroch eine langsame Wanze über den Umriss.

...

Herausgeber und Übersetzer

Erwin Köstler, geboren 1964, Übersetzer slowenischer Literatur und Literaturwissenschaftler, lebt in Wien. Köstler übersetzt aus allen Epochen und Gattungen, vor allem Prosa, seit einigen Jahren beschäftigt er sich auch intensiv mit Graphic Novels. Zu den von ihm übersetzten slowenischen Klassikern gehören Ivan Cankar, Slavko Grum, Srečko Kosovel, Prežihov Voranc, Vladimir Bartol und Vitomil Zupan; an Gegenwartsautorinnen und -autoren sind u. a. Franjo Frančič, Mojca Kumerdej, Andrej Skubic, Drago Jančar, Breda Smolnikar und Sebastijan Pregelj zu nennen.